Satuila

Hans Bethge

BETHGE / SATUILA

BETHGE | SATUILA

HEFFELT

BETHGE / SATUILA

BETHGE / SATUILA

BETHGE / SATUILA

BETHGE / SATUILA

BETHGE / SATUILA

BETHGE / SATUILA

HANS BETHGE

SATUILA

ODER

VOM ZAUBER DER SÜDSEE

BERLIN
BEI MORAWE UND SCHEFFELT

SATUILA

ODER

VOM ZAUBER DER SÜDSEE

Ich habe ein Jahr in Polynesien verbracht. Mein Wohnsitz war Falilati, ein Dorf auf der Insel Upolu, die den Samoainseln zugehört. Ich lebte in einem kleinen Hause aus Palmenblättern, das ich mit Hilfe der Eingeborenen nicht weit vom Meere aufgeführt hatte. Während des Baues half emsig ein schönes Mädchen mit grofsen Augen und kleinen, schmalen Händen. Sie wurde Satuila genannt. Wenn ich des Nachts in meiner halbfertigen Hütte lag, dachte ich an sie.

Bei

Bei Tage sah ich dann wieder, wie sie sich mühte, und ich durfte ihren feinen Nacken bewundern, der mich ganz bestrickte. Ihr Gang war traumhaft, ihre Stimme dunkel und weich. Wenn sie auf ein paar Stunden fort war, fehlte mir etwas und ich war unzufrieden Ich liebte Satuila und beschloſs, bei ihren Eltern um sie zu werben, sobald meine Hütte fertig wäre.

Als meine Hütte fertig war, warb ich um sie und erhielt sie zur Frau. Satuila war sechzehn Jahre alt, als ich sie zur Frau erhielt. Am Tage der Hochzeit wurde ein Fest in

dem

dem bekränzten Hause ihrer Eltern gefeiert, mit Schweinebraten und vielen Früchten, besonders Bananen und Ananas. Dann, als der Mond über dem Meere stand, gab man uns das Geleit in unsere Hütte. Satuila trug grofse blaue Blüten im Haar und eine Kette von roten Bohnen *(polo)* über der Brust. Von den schönen Hüften abwärts war sie in ein dünnes Tuch aus grüner Seide gekleidet, das ich ihr für diesen Tag geschenkt hatte. Ihr brauner Oberkörper war unbedeckt. Ich nahm sie auf den Arm und trug die Lachende über die Schwelle meiner Hütte auf das

das Lager, über das eine fein geflochtene Matte aus Bast gebreitet war.

Ich lebte ein Jahr mit Satuila zusammen, ein glückliches Jahr. Oft denke ich an sie zurück, an die schönen Abende am Meere, wo die hohen Farrenbäume standen und die goldenen Regenpfeifer *(tuli)* schreiend über die Kiesel flogen; an unsere Hütte, an Satuilas Nacken, an den Klang ihrer Stimme.

Es war ein glückliches Jahr für uns beide, nicht wahr, kleine Satuila?

Sie liebte die Blumen und

schmückte

schmückte sich damit. Sie wand sich Kränze und Girlanden, und in unserer Hütte standen immer frische Blumen in einem Krug. Auch mir steckte sie Blüten an die weiſse Jacke oder an das Blusenhemd, Blüten des Mangobaumes oder die groſsen roten Blüten einer Kaktusart. Satuila ging barfuſs. Das wellige Haar trug sie frei den Rücken hinab, sie hatte eine Kette bunter Glasperlen, die ich ihr geschenkt hatte, hineingeflochten. Sie trug weder Ringe noch Armspangen, auch zeigte sie keine Tätowierung an den Schenkeln, wie manches Mädchen und so gut wie alle

Männer

Männer auf den Inseln Polynesiens. Sie war nicht eitel und nicht besessen auf Schmuck, nur die Blumen konnte sie nicht entbehren.

Sie zeigte mir, wie man Kawa bereitet, das nationale Getränk der Samoaner, das aus einer Pflanzenwurzel gewonnen wird. Junge Mädchen mit guten Zähnen kauen die Kawawurzel, und der so gewonnene Brei wird in einer hölzernen, aus dem Stamm des Brotfruchtbaumes geschnitzten Schüssel mit Wasser angemacht. Der Genufs der Kawa erzeugt ein süfses Gefühl der Ermattung in den Beinen. Ich habe niemals Kawa

trinken

trinken können, sie hat einen seifigen, unausstehlichen Geschmack. Satuila war erst sehr betrübt darüber, dafs ich die Kawa zurückwies. Sie selbst konnte natürlich ohne das Getränk, das man vor dem Essen zu geniefsen pflegt, nicht sein. Wenn wir die Mahlzeiten einnahmen, stellte sie einen aus dem Kern der Kokosnufs geschnittenen Becher reinen Wassers vor mich hin, während sie selbst aus dem kühl gehaltenen Krug die Kawa schöpfte. Einmal verwechselte ich die Becher und trank in Gedanken einen Schluck von Satuilas Kawa. Sie wollte sich

totlachen

totlachen über die Grimasse, die ich schnitt. Dann griff sie nach meinem Wasserbecher, trank davon und schnitt nun gleichfalls Grimassen, als ob das Wasser etwas Ungenieſsbares wäre. Schlieſslich lachten wir beide, griffen nach den richtigen Bechern, streichelten sie und überboten uns in Ausdrücken des Entzückens, die ein jeder dem von ihm bevorzugten Getränk zuteil werden lieſs.

Abends saſsen wir vor unserer Hütte und blickten aufs Meer. Wir sahen zu, wie die ziegelrote Sonne hinter den Bergen

der

der Insel Sawaï unterging und wie der Mond aus den Wedeln der Palmen und der riesigen Farren herauskam. Ich rauchte eine Pfeife und schnitzte etwas, Satuila ordnete Blumen und plauderte oder sang ein Lied. Ich hörte sie gern singen, mit ihrer dunkeln, mädchenhaften Stimme. Nicht selten holte ich die Gitarre heraus und begleitete sie. Die Lieder der Samoaner sind kurz und monoton, sie haben etwas Schwebendes, Ungewisses. Sie handeln vom Fischfang, vom Vogelflug, von der Liebe, auch spotten sie über die Eigenheiten der Weifsen. Satuila sang manches Spottlied und

und sah mich mit verschmitzten Augen dabei an.

Auch ich sang mitunter zur Gitarre, deutsche, französische und spanische Lieder, die Satuila nicht verstand und die ich ihr erklären mufste. Wenn die Leute des Ortes die Gitarre hörten, kamen viele von ihnen herbei und lagerten sich um uns her, Männer, Frauen und Mädchen. Die braunen, schweigenden Gestalten lauschten dankbar und mit kindlicher Andacht auf die fremden, rätselhaften Melodien. Mitunter sangen sie auch selbst im Chor, ohne die Begleitung eines Instrumentes. Auch Wechselgesänge

gesänge stimmten sie an, die von kriegerischen Taten handelten.

Satuila und ich brannten des Abends fast niemals Licht. Wir suchten früh das Lager auf, um uns früh zu erheben. Vormittags las ich ein wenig oder lehrte Satuila Buchstaben schreiben oder nahm Verbesserungen an unserer Hütte vor. Nachmittags griff ich zur Büchse und ging in den Wald, um einen Vogel zu schiefsen, oder ich nahm am Fischfang der Eingeborenen teil. So ging die Zeit hin, sorglos und still, mit kleinen Beschäftigungen und süfsem Nichtstun, in einer paradiesischen

diesischen

diesischen Natur, die uns alles bot, was wir brauchten.

Nicht weit von unserer Hütte zog sich eine kleine, mit Kokospalmen und Banyanbäumen bestandene Landzunge ins Meer, auf deren Spitze Satuila und ich oftmals verweilten. Von hier hatte man einen wundervollen Blick auf die Küste mit den grauen Häusern von Falilati, auf den Urwald und die schöngeschwungenen, bis auf ihre Gipfel mit Grün bedeckten Berge des Innern von Upolu. Drüben über dem Meer sah man die Berge von Sawaï ragen. Einer unter ihnen, ein Vulkan mit Namen Maugaloa (›Langer

(›Langer Berg‹), zeigte immer eine feine Rauchwolke über seinem Haupt. Abends schwebte ein matter Feuerschein über ihm, wie eine purpurne Krone.

Ich hatte eine kleine Bank auf der Spitze der Landzunge gezimmert, die Satuilas Entzücken bildete. Auf dieser Bank stellte sie primitive Ornamente aus kleinen Muscheln zusammen, ordnete Blumen und übte mit der Bleifeder Buchstaben auf Papier. Wenn ich hier safs und schrieb oder in einem Buche las, hockte sie mir zu Füfsen, legte ihren Kopf an meine Knie und sah schweigend auf das Meer. Bis der Augenblick kam,

wo

wo sie mich plötzlich ins Bein kniff, aufsprang und lachend fortlief. Sie erwartete dann, dafs ich das Buch schlofs und sie einfing. Ich tat ihr auch meistens den Gefallen, haschte sie um die Banyanbäume herum, und wenn ich sie hatte, schlenderten wir plaudernd Arm in Arm unserer Hütte zu.

Ich lag mit Satuila am Strande, nicht weit von uns fuhr ein Kanu mit Eingeborenen vorüber. »Talofa!« riefen uns die Leute zu, das ist der Grufs der Samoaner, er heifst auf deutsch: »Ich liebe dich!« Es war sehr heifs, Satuila war nackt;

nackt; sie trug nur einen Schurz aus Bast um die Lenden und hinter den Ohren Blumen. Sie spielte mit einer grauen Waldtaube, die ich geschossen hatte. Ich neigte mich und küſste ihren braunen Nacken. Plötzlich sah sie mich ernsthaft an und fragte:

›Warum liebst du mich?‹

›Weil du schön bist — und gut,‹ entgegnete ich. ›Liebst du mich auch?‹

Sie nickte.

›Warum?‹

›Weil du gut bist,‹ entgegnete sie.

Ich erwiderte nichts.

Im stillen lachte ich und war entzückt

entzückt über Satuilas Ehrlichkeit. Kann man es ihr verdenken, daſs sie die Braunen schöner findet als die Weiſsen?

Eines Nachts konnte ich nicht schlafen. Ich stand auf, verlieſs die Hütte und ging an den Strand. Die Luft war lau und würzig von Orangenduft. Ein Dämmerdunkel herrschte, die grauen Hütten lagen schlafend da, kein Mensch war zu sehen. Ich stieg in ein Boot und fuhr aufs Meer. Niemals habe ich die Insel Upolu so zauberhaft liegen sehen. Der Mond stand rosafarben am Horizont und tauchte gerade in das spiegelglatte

glatte Wasser, auf dem ein Flimmern wie von zahllosen Opalen lag. Im Osten war schon ein goldiger Schein bemerkbar, die Ankunft der Sonne verkündend. Saftgrün, ganz wie von einem Gewande aus grüner Seide umsponnen, lag Upolu vor mir, eine traumhafte Landschaft der Tropen, alles heroisch durcheinander getürmt, riesige Farrenbäume, bis zu den Kronen von wuchernden Schlinggewächsen bedeckt, die gleich Girlanden herunterhingen, Kokospalmen und Brotfruchtbäume und tausend andere Bäume, deren Namen mir fremd waren, mit mächtigen Konturen;

Silhouetten

Silhouetten sanfter Bergzüge, alles grün, ein Grün von innen heraus, alles sanft, von paradiesischer Fülle, und in der Ferne drei ragende Gipfel, die gleichmäfsigen Formen der Berge Samea, Afolau und Tofua. Wie ein Geheimnis der Südsee lag die Insel in dem wundervollen Lichte dieses Morgens. Ich zog die Ruder ein, zündete eine Zigarette an, sah hinüber und suchte nach meiner Hütte.

Plötzlich wurde es Tag. Eine Möwe kreischte, ein Windzug kam übers Wasser, der rosafarbene Mond war fort, die Sonne tauchte herauf, und der

der Zauber war entschwunden. Ich ruderte zur Küste zurück, schon hörte ich Lachen und die Geräusche erwachter Menschen. Ein paar Fischer plauderten in ihrem Boot. Ich fuhr dicht über die Riffe zarter, korallenartiger Gebilde, um die sich stahlblaue Fische jagten. Satuila erwartete mich am Strande. Ich merkte, dafs sie voll Unruhe war, vielleicht hatte sie befürchtet, dafs ich ihr über Nacht entlaufen sei.

Nein, noch war es nicht so weit.

Die Männer auf Samoa sind tätowiert. Der eingebrannte Schmuck reicht meistens vom Nabel

Nabel bis zu den Knieen, rund um den Körper herum. Eine Art Kamm, der aus Knochen oder dem Kiemendeckel eines Fisches besteht, wird mit dem Rufs der Lichtnufs *(lama)* geschwärzt und mittels eines kleinen Hammers ins Fleisch getrieben. Die Prozedur ist schmerzhaft und kostspielig. Die Tätowierung gilt als Zeichen der Männlichkeit, und es wäre schmachvoll, wollte sich ein Jüngling ihr entziehen. Die Ornamentierung ist primitiv: Punkte, lange Striche, Wellenlinien, Häkchen, zuweilen auch Sterne. Die Frauen sind selten tätowiert. Ich sah eine ältere

Frau,

Frau, deren Handrücken und Finger allerlei Punkte und kleine Schnörkel zeigten. Satuila, ich sagte es schon, war nirgends tätowiert.

Als ich eines Abends nach Hause kam, saſs Satuila in einem Winkel der Hütte und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

›Was ist los?‹ fragte ich.

Sie schluchzte, ohne zu antworten.

›Was ist los?› fragte ich nochmals.

Sie stand auf, verlieſs das Haus und setzte sich vor die Tür, in der gleichen Weise.

wie

wie sie erst im Innern gesessen hatte. Ich folgte ihr und fragte nochmals:

›Was ist denn geschehen? Gib doch Antwort. Warum weinst du?‹

Nun erzählte sie mit müder, ganz verdunkelter Stimme: Ein Jüngling des Dorfes war während meiner Abwesenheit zu ihr gekommen und hatte ihr gesagt, das er sie liebe. Sie hatte ihn fortgeschickt, aber er war geblieben und hatte nicht abgelassen, von seiner Leidenschaft zu sprechen. Er hatte ihr Vorwürfe gemacht, dafs sie die Frau eines Weifsen geworden sei, und hatte es gewagt,

gewagt, mich zu schmähen. Satuila hatte ihm den Mund verboten, er aber hatte weiter gesprochen und gesagt: ›Denkst du etwa, daſs er dir treu ist? Du irrst dich, wenn du das denkst. Du glaubst, daſs er jetzt im Walde weilt, um ein Wildpret zu schieſsen. Aber das ist nicht wahr. Er ist hinüber nach Satapuala, dem Dorf auf der nördlichen Küste. Dort liebt er ein Mädchen, mit dem er sich im Walde trifft. Ich habe ihn einmal belauscht auf seinen Wegen, ich schwöre dir, es ist so, wie ich sage.‹

Als Satuila ihre Erzählung beendet hatte, muſste ich lachen. ›Und

›Und du glaubst, daſs er die Wahrheit gesprochen hat?‹ fragte ich.

Sie stand auf, sah mich mit ihren groſsen, verweinten Augen an, legte die Hände auf meine Schultern und fragte:

›Ist es nicht Wahrheit?‹

›Es ist eine elende Lüge,‹ sagte ich.

Nun hellten sich ihre Züge auf, ich fühlte, daſs sie mir mehr glaubte als dem andern, sie legte ihren Kopf an meine Brust, wie eine Ermüdete, die ruhen will.

›Dumme Satuila,‹ sagte ich, ›so leicht glaubst du Schlechtes von mir?‹

Sie

Sie schwieg.

Am nächsten Morgen suchte ich den Jüngling auf und tadelte ihn wegen seiner Lüge. Er bat um Verzeihung. Ich merkte, dafs er Satuila in der Tat heftig liebte. Er sagte, dafs er Falilati verlassen wolle, um Satuila nicht mehr zu sehen. Er wolle zu Verwandten weiter ostwärts an der Küste hin. Einige Tage später war er in der Tat verschwunden.

Unbeschreiblich sind die Farben. Du stehst am Strande, die Südsee dehnt sich in einem sonnigen Blau, das den Glanz des Lapislazuli weit hinter sich

läfst.

läfst. Du schüttelst erstaunt den Kopf, so blau ist alles. Da gleitet ein Segel in das Blau, ein Segel von leuchtendem Orange, und in dem Kahn liegt aufgeschichtet Zuckerrohr von schimmerndem Smaragd, und eine schneeweifse Möwe gaukelt um den Kahn und berührt mit den Spitzen der Flügel das Wasser. Und dann schreitet ein Mädchen an dir vorüber, lächelnd, sonnenbeschienen, lichtbraun, Schokolade mit Milch, eine Kette orangefarbener Muscheln um den Hals und hinter den Ohren hellblaue Blumen. Du siehst dem farbigen Mädchen voll

Verwirrung

Verwirrung nach: sie schreitet sinnlich und träge, die Arme sind fest und grofs, die Fesseln ihrer Füfse sind nicht fein, sondern massig, aber die Lenden sind fast immer schön, und oftmals gleichen sie den Säulen eines Tempels.

Gern denke ich an die Mahlzeiten zurück, die ich mit Satuila einnahm. Statt Messer und Gabel benützten wir die feinen Blattrippen der Kokosnufs *(sui)*. Das Kochen ist auf Samoa Sache der Männer, aber in unserem Haushalt kochte Satuila. Sie kochte auf der kleinen Feuerstätte neben unserer

serer Hütte und alles, was sie anrichtete, war sauber, — aber, zum Teufel, man kann nicht sagen, daſs alles schmackhaft war. Bananen wuſste sie auf viele Arten zu bereiten: in der Schale geröstet, als Mus, gedünstet und in einer Ananastunke. Wir aſsen viel Geflügel: Hühner, Tauben und wilde Vögel, die ich schoſs. Die Samoaner essen am liebsten Schweinefleisch *(puaa)* aber es schmeckt fade, denn die Tiere werden mit Kokosnüssen gefüttert.

Die Samoaner pflegen die Speisen in Bananenblätter zu wickeln und auf erhitzten Steinen

zu

zu backen. Der ölige Saft des Kokoskernes (*niu*) dient als Ersatz für Butter, in ihm werden die meisten Speisen gesotten. Wir afsen scheufsliche Suppen aus Masoawurzel und süfsliche Papayafrüchte. Gut ist die Tarowurzel, in Scheiben geschnitten und gebacken, und immer mit Vergnügen trank ich die frische Milch aus der halbreifen Kokosnufs. Satuila afs auch Käferlarven, Seegurken und Schnekken, — dazu habe ich mich nicht verführen lassen. Die Brotfrüchte (*ulu*) pflegte Satuila mit einer Muschel zu schaben, so wie man Rüben schabt, und

auf

auf heifsen Steinen zu rösten, auch machte sie greuliche Brotfruchtklöfse in einer Tunke (*tau-folo*). Sie verstand es ferner, aus dem geriebenen Fleisch der Kokosnufs einen Brei zu bereiten (*fai-ai*), den sie in Beutelchen aus Bananenblättern über dem Herd zu einer gallertartigen Masse gerinnen liefs. Dieser *Fai-ai*, eine Art Pudding, über den sie auf meinen Vorschlag etwas Vanille rieb, war delikat.

Meine Taschenuhr war für Satuila ein Rätsel, und sie hatte Angst davor. Sie hielt sie für etwas geheimnisvoll Lebendiges

diges, und aufserdem verstand sie den Zweck nicht recht. Wozu eine Uhr, da doch das Licht und die Schatten, die Sonne, der Mond und die Sterne uns so sicher anzeigen, wie weit die Zeit des Tages oder der Nacht vorangeschritten ist? Sie schüttelte den Kopf über diese unsinnige Einrichtung der Weifsen. Ich habe sie in Verdacht, dafs sie mir den Zweck der Uhr, den ich ihr auseinandersetzte, auch gar nicht glaubte, dafs sie vielmehr einen ganz anderen ihr verborgenen, vielleicht gar mörderischen Zweck in diesem Instrument vermutete, das ihr so unsympathisch war.

Als

Als ich ihr die Uhr das erstemal ans Ohr hielt, war sie ganz entgeistert, sie schob meinen Arm behutsam fort und betrachtete das kleine Ding in meiner Hand mit feindlichen Blicken. Eines Tages, als ich vor der Hütte safs, bat ich sie, mir die vergessene Uhr herauszubringen. Sie weigerte sich energisch es zu tun, und ich mufste sie selbst holen. Allmählich gewöhnte sie sich etwas an die tickende Hülse, wenigstens sagte sie so, aber ich glaube, in Wirklichkeit hat Satuila doch immer befürchtet, dafs sie eines Tages explodieren und

das

das schrecklichste Unheil anrichten würde.

Auch meine gelben Stiefel schienen Satuila nur von zweifelhaftem Wert zu sein. Sie begriff durchaus nicht, warum die Weifsen ihre Füfse in diese engen Behälter zwängen, da doch kein triftiger Grund dafür vorhanden ist. Aber während sie die Taschenuhr hafste, hatte sie für die gelben Lederstiefel eine Art neugieriger Sympathie. Ich hatte ihr schon angemerkt, dafs sie wohl Lust verspürte, einmal das Gehen in meinen Stiefeln zu versuchen. Eines Nachmittags kam ich aus dem

Wald

Wald, die Hände voll Blumen, ich hörte ein ausgelassenes, mehrstimmiges Lachen — und was sah ich?

Satuila hatte ein Paar meiner gelben Stiefel über die nackten Füſse gezogen und balancierte nun über die Steine in der Nähe des Strandes. Sie machte eine jämmerliche Miene, zwischen Lachen und Weinen, knickte bald rechts, bald links in sich zusammen, raffte sich wieder auf, balancierte weiter und versetzte zwei ihrer Freundinnen, die händeklatschend zusahen, in die ausgelassenste Heiterkeit.

Als sie mich bemerkte, sah

sie

sie mich unglücklich an und kam mir entgegengestolpert.

›Das ist etwas Schreckliches,‹ sagte sie — ›warum trägst du das?‹

›Ich fühle mich ganz wohl darin,‹ sagte ich lachend.

›Das ist eine Lüge,‹ entgegnete sie ärgerlich, ›es ist schmerzhaft und außerdem schwierig zu erlernen. Du bist unvernünftig.‹

Ich zog ihr die Stiefel aus, und sie rieb sich noch lange vorsichtig die Füße, indem sie mich mit einem fremden, vorwurfsvollen Blick betrachtete.

Eines Tages fand sie meinen Radiergummi.

›Was

»Was ist das?« fragte sie.

Ich nahm ein Stück Papier, zog einen Strich und radierte ihn wieder fort.

Satuila war entzückt. Sie nahm das Papier, lief in eine Ecke, legte sich auf die Erde, zog ganz aufgeregt einen langen Strich und fuhr mit dem Gummi darüber hin, so dafs er wieder verschwand. Sie kam herbeigelaufen, hielt mir das Papier entgegen und sagte stolz:

»Wenn du mir etwas zeigst, begreife ich es sofort.«

Sie fand den Gummi herrlich und unterhielt sich ausgezeichnet damit. Nach einer Weile

Weile fiel mir auf, dafs sie merkwürdig still in der Ecke safs. Als ich hinübersah, bemerkte ich, dafs sie mit dem Gummi verzweifelt auf ihrem Arm herumradierte, in der Hoffnung, dafs sie die braune Farbe würde abradieren können. Sie sah auf, bemerkte meine belustigte Miene, und nun blitzten ihre Augen wild vor Zorn, und sie schleuderte mir den Gummi voll Verachtung ins Gesicht.

Satuila hockte trällernd an der Feuerstätte neben unserer Hütte und briet einen Vogel, in dessen Inneres sie heifse

Steine

Steine gelegt hatte, damit er mürbe würde. Ich safs auf dem Stumpf einer Palme in der Nähe und suchte den Rand des Waldes zu zeichnen, mit dem Umrifs des herüberragenden Berges Matafa.

›Was machst du?‹ fragte Satuila.

›Ich zeichne den Wald‹ entgegnete ich.

›Warum?‹

›Um später eine Erinnerung zu haben.‹

›Später?‹ fragte sie, ›wann wird das sein?‹

›Ich weifs nicht. Vielleicht in vielen Jahren.‹

›Nein,‹ entgegnete sie bestimmt,

stimmt, »du wirst mich bald verlassen.«

»Ich denke nicht daran,« sagte ich und lachte. »Und wenn ich einmal gehen werde, — willst du dann nicht mit mir nach Europa kommen?«

Sie schüttelte nachdenklich das Haupt.

»Warum nicht?« fragte ich.

»Weil du mich dort nicht lieben würdest. Du würdest dich meiner schämen.«

»Aber Satuila!« sagte ich, »was redest du da.«

»Es ist so wie ich sage.«

Ich zeichnete weiter, ein Blick zu ihr hinüber verriet mir, dafs sie ernst geworden war. Gottlob

kam

kam gerade Senitima, ein Mädchen aus dem Dorfe, und brachte ein Bündel Tarowurzeln für unsere Mahlzeit, und die Frauen fingen an zu schwatzen, und nach kurzer Zeit lachte Satuila wieder, und ihre weifsen Zähne glänzten wie Perlen durch die halb geöffneten Lippen.

Tangaloa ist der Gott des Weltalls. Ihm zu Ehren wurde ein Fest gefeiert. Die Samoaner sind heute dem Namen nach Christen, aber die Missionare können es nicht hindern, dafs sie zu Ehren der alten Götter die altgewohnten Festlichkeiten begehen. Einige junge Männer in

in reichem Schmuck führten einen phantastischen Tanz (*siva*) auf. Dann tanzte die Taupou, das ist die Vortänzerin des Dorfes, ein schönes Mädchen. Zuerst wiegte sie sich sitzend hin und her und schwenkte die Arme in einem welligen Rhythmus; dann sprang sie auf, im bunten Schmuck ihrer Blumen, und bezauberte uns durch den heiteren Tanzschritt einer liebenswürdigen Grazie, wobei sie in der Rechten ein Zepter schwang.

›Sie tanzt schön,‹ sagte ich zu Satuila.

Satuila sprach:

›Ich kann auch so tanzen.‹

›Bei

›Bei uns tanzt man zu Paaren‹, sagte ich, ›immer Mann und Frau zusammen, indem sie sich bei den Armen halten.‹

›Das verstehe ich nicht,‹ sagte Satuila, ›warum tanzt man so?‹

›Weil es Sitte ist.‹

›Woher kommt die Sitte?‹

Sie konnte einen durch Fragen in die Enge treiben, wie ein Kind. Ich zuckte die Achseln.

›Ich finde eure Sitte nicht schön‹ sagte sie, ›wie kann man tanzen, wenn man einen andern in den Armen hält? Man ist ja nicht Herr über die Bewegungen seines Körpers. Es muſs lästig sein, zu tanzen,

während

während man einen andern festhält. Nicht wahr, unsere Tänze sind schöner? Ihr habt merkwürdige Sitten in deiner Heimat. Ich bin glücklich, dafs ich auf Upolu geboren bin.«

Ich legte den Arm um sie und sagte:

»Auch ich bin glücklich darüber.«

Es kam die Zeit, wo ich die Südsee verlassen mufste. Mir graute vor dem Abschied von Satuila und von Falilati. Und wie sollte es Satuila ertragen?

Ich bereitete sie langsam vor, ich sprach davon, dafs ich

ich wichtige Dinge in Europa zu erledigen hätte und dafs ich gleich nach Regelung der Angelegenheiten zurückkehren würde. Aber sie schüttelte das Haupt bestimmt und sagte:

»Du kehrst nie zurück.«

Sie safs oft starr, mit toten, in die Ferne gerichteten Augen da, und etwas merkwürdig Tatloses kam über sie. Sie jammerte mich. Ich sann nach, wie ich ihr den Abschied erleichtern könnte, aber ich verfiel auf nichts. Sie war doppelt liebevoll zu mir, sie sah mich mitunter mit Augen an, in denen so viel Trauer lag, dafs ich gar nicht wufste, wie ich ihnen begegnen

begegnen sollte und dafs ich mir wie ein Verbrecher vorkam. Einmal, in einer hellen Nacht, als ich wach lag, während sie glaubte, dafs ich schlief, richtete sie sich neben mir auf, brachte ihr Gesicht dicht vor meines und sah mich lange an. Dann streckte sie sich wieder hin, und ich hörte, wie sie leise weinte. Ich dachte: es ist ein Frevel, einen Menschen an sich zu ketten mit dem Vorsatz, ihn ein Jahr später wieder zu verlassen.

Ich wurde meiner Tage nicht mehr froh, Satuila afs wenig, sie sang niemals mehr, sie drückte sich in den Ecken

herum.

herum. Ihre Leidenschaft war größer als sonst, aber es war etwas Schmerzliches dabei.

Ich versicherte sie immer wieder, daſs ich bestimmt zurückkehren würde, doch schenkte sie mir keinen Glauben.

Ich lieſs meine Sachen etwa eine Woche vor der Abreise nach Apia bringen, wo mich das Schiff aufnehmen sollte. Satuila stand tatlos dabei, als die Sachen aufgeladen wurden, und starrte dem Wagen fast verwundert nach. Dann ging sie langsam auf die Landzunge hinaus und setzte sich auf die Bank. Ich folgte ihr, setzte mich neben sie und sprach freundliche

freundliche Worte zu ihr. Es war, als ob sie nichts davon hörte, ihre Augen waren glanzlos und die Züge ihres jungen Gesichtes schlaff. Man sah es auch ihren Schultern an, daſs sie völlig trostlos und innerlich schon so gut wie verlassen war.

Ich konnte es nicht über mich gewinnen, Abschied von ihr zu nehmen. Ich verlieſs sie eines Nachts, ohne daſs sie es ahnte. Sie schlief, sie atmete ruhig, mit einem holden Zug um den Mund, vielleicht sah sie mich im Traum. Ich erhob mich leise, küſste sie auf den Mund und auf die Brust und

nahm

nahm meine Büchse. Es war die Zeit der schwülen Ostwinde, dunkle Wolken fegten über den Himmel. Mein Aug umfing noch einmal den kleinen Raum, in dem ich ein Jahr so froh mit Satuila gehaust hatte. Da lag sie auf der Matte hingestreckt und wufste nicht, dafs ich nun ging. Ich konnte ihre Züge im Dunkeln nicht mehr erkennen, ich wufste nur, dort lag ein Mensch, der mich liebte. Ich spürte den Duft von Satuilas Blumen, die irgendwo in irdenen Schalen standen. Ich neigte mich und küfste die Schlafende noch einmal und spürte noch einmal die Wärme ihres Körpers.

Und

Und dann hinaus in die Nacht, wo die riesigen Farren im Ostwind rauschten und kleine Vögel verstört aus den Kakaobäumen schrieen. Und durch die Wälder und auf das Schiff und über das grofse Meer, das Herz voll Trauer um Satuila – und voll Angst vor Europa.

DAS BUCH WURDE WÄHREND DES GROSSEN KRIEGES IN DER DRUCKEREI DES DEUTSCHEN KOMMUNALVERLAGS IN BERLIN-FRIEDENAU GEDRUCKT. 200 NUMERIERTE EXEMPLARE WURDEN AUF KAISERLICH JAPANISCHEM BÜTTEN ABGEZOGEN UND IN LEDER GEBUNDEN

EXEMPLAR Nr 78